Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 518. **Dienstag** den 10. October 1893. **87. Jahrgang.**

Amtliche Bekanntmachungen.

Erledigt

hat sich unsere Bekanntmachung vom 2. August d. J., den Tischler **Georg Kambat** alias **Kambys** betreffend.

Leipzig, am 6. October 1893.

Der Rath der Stadt Leipzig.
Armenamt, Abth. II.

A. R. III, 8119. Hentschel. Käppel.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 10. October.

In den Kreisen, welche den schwebenden Reichssteuerprojecten eine grundsätzliche Opposition entgegenbringen, wird immer von Steuern auf die sogenannte **Liebesgabe bei der Branntweinsteuer** hingewiesen, welche den wirklichen Bedarf neuer Einnahmen im Reiche in Verbindung mit einer Erhöhung der Börsensteuer vollauf zu decken im Stande sei. Im Interesse einer ernsten Erörterung der im Reichstage sich unabweislich aufdrängenden Aufgabe wäre doch zu wünschen, daß das Märchen von dem „Vierzigmillionengeschenk" endlich aus dem Spiele bliebe. Die von gewisser Seite genährte Vorstellung, als ob hier 40 Millionen nur so dalägen, die der Reichsfiscus einstecken könnte, auf die er aber zu Gunsten der Brenner verzichte, ist ohne jeglichen Halt. Die Wirkung, welche die Steuerdifferenz in dem Branntweinverbrauchsabgabengesetze von 1887 thatsächlich gehabt hat, läßt sich mit mathematischer Sicherheit und allgemein gültig nicht feststellen, man mag über sie streiten, aber daß aus ihr auch nur etwas Aehnliches wie der gewöhnlich behauptete kolossale Gewinn hervorgegangen wäre, kann Niemand behaupten, der sich ehrlich an die Sache hält. Jene Steuerdifferenz ist in dem Gesetze in einem Betrage gegriffen worden, den wir unsererseits für zu hoch gehalten haben. Die Maßregel der unterscheidenden Steuerbehandlung selbst aber haben wir als eine volkswirthschaftliche Nothwendigkeit anerkannt, und wir würden es für einfach unmöglich halten, sie jetzt beseitigen zu wollen. Wenn die „Freisinnige Zeitung" diese Beseitigung bei jeder Gelegenheit anbietet, so bleibt sie nur ihrem stets eingenommenen Standpuncte treu. Sehr verwunderlich aber ist es, wenn sie jetzt Bundesgenossen von derjenigen Seite erhält, welche 1887 den Sieg der hohen Differenz von 20 ℳ entschieden hat, nämlich vom Centrum. In der „Kölnischen Volkszeitung", wo man das Tabak- wie das Weinsteuerproject sehr lebhaft bekämpft, wird der Rath gegeben, eher zehnmal die „Liebesgabe" anzugreifen. Allerdings braucht damit nicht eine vollständige Aufhebung der Steuerdifferenz gemeint zu sein, und einen „Angriff" auf den bestehenden Betrag derselben enthielt ja bekanntlich auch der ursprüngliche Entwurf des Reichsschatzamts vom vorigen Jahre. Wie aber ist es gekommen, daß nachher der Bundesrath die Differenz in der vollen Höhe von 20 Mark aufrecht erhielt? Der bayerische Finanzminister ist es gewesen, der dies durchgesetzt hat. Und er hat in der Reichstagssitzung vom 16. Januar dieses Jahres die Gründe dafür ausführlich dargelegt, Gründe, welche die Differenz als im Interesse der Kleineren und Mittleren geschaffen und für diese auch in der bisherigen Höhe weiter erforderlich erklärten. Wenn die „Köln. Volkszeitung" die Rede des Herrn v. Riedel noch einmal durchlesen will, so wird sie erkennen, daß für irgendwelchen „Angriff auf die Liebesgabe" weder die bayerische Regierung, noch ein bayerisches Centrumsglied zu haben sein wird. Und nun kommt ein Centrumsorgan, das ernst genommen zu werden beansprucht, und räth zu einer Maßnahme, die, wenn man sie verwirklichen wollte, am wenigsten auf die Unterstützung des Centrums rechnen könnte!

Der **belgische** Bergarbeiterausstand nimmt im Becken Charleroi eine so bedrohliche Gestalt an, daß man in den Brüsseler Regierungskreisen ernstlich besorgt ist und durch starke Truppensendungen wenigstens die Ordnung aufrecht zu halten sucht. Leider verüben die Ausständigen die ärgsten Gewaltthaten und durchziehen in starken Banden alle Gemeinden, um den Ausstand zu erzwingen. Ein wahrer Guerillakrieg hat begonnen. In allen Gemeinden ist die Bürgergarde einberufen; alle öffentlichen Ansammlungen sind von jetzt ab verboten. Alle Zechen sind militairisch besetzt; fliegende Colonnen von Jägern und Ulanen durchstreifen das Becken. Oeffentliche Anschläge sichern den Arbeitern militairischen Schutz zu, aber die Arbeiterführer halten täglich Massenversammlungen ab, um die Arbeiter im Ausharren zu bestärken. Die Zahl der wegen Ausschreitungen Verhafteten wächst ständig, aber der Ausstand nimmt zu; auch im Lütticher Becken ist er im Steigen begriffen.

Der **französische** Ministerpräsident Dupuy ist, wie bereits mitgetheilt, in Ille-sur-Têt mit großem Pomp empfangen worden; er ist aber, wie der „Figaro" versichert, nicht gerade als Triumphator eingezogen. Das ginge schon aus den Aufschriften der Triumphbogen hervor, die man ihm zu Ehren dort errichtet hatte. Diese trugen nämlich keineswegs die Worte: „Es lebe die Republik", oder „Es lebe Dupuy", sondern man las die eine gewisse, frappirende Naivetät zur Schau tragenden Sätze: „Schützen Sie unsern Wein!" „Heben Sie unsere Seidenzucht!" Das heißt also: „Bekümmern Sie sich mehr um unsere Interessen, da die Regierung dies vergißt!" Das Departement der Ost-Pyrenäen leidet in der That unter den gegenwärtigen Zuständen und das Cabinet hat keine Mittel an der Hand, hier Wandel zu schaffen. Diese an den Minister des Innern gerichtete Kundgebung wird im ganzen Lande einen gewissen Widerhall finden, und ohne die Todtenglocke des Ministeriums läuten zu wollen, dessen hervorragendster Vertreter Dupuy ist, so liegt hierin doch ein Zeichen, auf wie schwachen Füßen es steht. Um so begreiflicher ist es, daß in Paris über die Frage, ob das Ministerium Dupuy so wie es ist oder umgestaltet vor die neue Kammer treten soll, viel hin und her gestritten wird. Die Einen ertheilen dem Conseils-Präsidenten Dupuy den Rath, dem Winke zu folgen, den der Wahlkörper ihm gab, indem er die Radicalen theilweise fallen ließ, und die radicalen Mitglieder des jetzigen Cabinets, die Viette, Peytral und Terrier, Inhaber der Portefeuilles der Bauten, der Finanzen und des Handels, „anzuschiffen". Damit würde er, meint der „Figaro", den Andeutungen gemäß handeln, welche der Präsident der Republik in seinem Toaste zu Beauvais fallen ließ und die bei den Radicalen so viel böses Blut machten. Durch dieses Verfahren, das die Politiker beiseite schöbe, von denen keine feste Haltung gegen den streitbaren, Ausstände an Ausstände reihenden Socialismus zu erwarten ist, würde die Bildung einer neuen Partei angebahnt, der sich nicht nur die Ralliirten, sondern auch die Conservativen anschließen könnten. Fahre man hingegen in dem alten Schleudrian fort, so müsse man sich auch auf die alten Mißstände und das Wieder-Erscheinen der unfruchtbaren Coalitionen gefaßt machen. Die Radicalen erheben ein wahres Indianergeschrei bei dem bloßen Gedanken, daß das Cabinet noch vor dem Zusammentritte der Kammern umgestaltet werden könnte, und erklären, wenn der Präsident der Republik dazu seine Einwilligung gäbe oder gar dazu triebe, so verginge er sich gegen die Verfassung und beschwöre er einen neuen 16. Mai herauf.

In dem Streite mit **Siam** hat die französische Regierung bekanntlich Alles durchgesetzt, was sie wünschte. Das linke Mekongufer ist an Frankreich abgetreten, auf dem rechten werden die siamesischen Posten bis auf eine gewisse Entfernung geräumt, Frankreich erhält ein starkes Unterpfand bis zur Erfüllung aller Verpflichtungen, die es dem Königreiche Siam auferlegt hat. Nur in einem Puncte hat die französische Regierung ihren Willen nicht durchzusetzen vermocht: die **dänischen Officiere**, deren Entfernung sie mit zur Bedingung des Friedensschlusses gemacht hatte, werden in siamesischen Diensten bleiben. Wenn man der Pariser Presse glauben darf, so hat das starke Frankreich damit einem schwachen Gegner seine kluge und großmüthige Nachgiebigkeit bewiesen, und es ist gewiß richtig, daß Frankreich auch auf dieser Forderung, die am Ende den Siamesen am wenigsten drückend erschien, hätte bestehen können, ohne deshalb den baldigen Abschluß des Vertrages zu gefährden. England hat an dem Verbleiben der dänischen Officiere in siamesischen Diensten kein Interesse, und es gab für dasselbe viel wichtigere Gründe, sich in die Händel zu Gunsten Siams einzumischen, wenn es dies überhaupt entschlossen gewollt oder mit Erfolg gekonnt hätte. Gleichwohl war es nicht glaublich, daß Frankreich auf diesen Punct verzichtet habe, blos um seine Nachgiebigkeit zu beweisen. Jetzt kommt nun auch die Nachricht, daß der Zar auf Wunsch seines Schwiegervaters, des Königs von Dänemark, das Interesse der dänischen Officiere in Paris nachdrücklich habe vertreten lassen. Einem solchen Ansinnen zu widersprechen, war die französischen Regierung nicht in der Lage, zumal nicht am Vorabende von Festen, auf denen die tiefe Ergebenheit der Franzosen am liebsten keine Grenzen kennen würde. Die dänischen Officiere hätten sich also hiernach nicht bei der französischen Regierung, sondern lediglich bei dem Kaiser von Rußland zu bedanken, dessen Verlangen übrigens nicht nur wegen der engen Beziehungen zwischen dem russischen und dem dänischen Hofe begreiflich, sondern auch sachlich insofern gerechtfertigt war, als sich die dänischen Officiere während der siamesischen Verwickelungen durchaus correct verhalten haben sollen.

In **Spanien** hat die bei allem spanisch-marokkanischen Zwischenfällen unausbleibliche Kriegsbegeisterung auch jetzt das Volk ergriffen und übt einen starken Druck auf die Regierung aus, die denn auch mit Vorbereitungen zu einem energischen Vorgehen nicht zögert. In Marokko selbst scheinen die Dinge, obwohl der Zwischenfall von Melilla von Anfang an durch die starke Anzahl der Gefallenen und Verwundeten ein schwierigeres Aussehen gewann, als zahlreiche frühere Zusammenstöße der Spanier mit den Riffpiraten oder Kabylen, bis jetzt eine ernstere Wendung nicht zu nehmen. Gleichwohl ist die Angelegenheit von einer endgiltigen friedlichen Beilegung noch weit entfernt. Eine solche wird erschwert durch die Abwesenheit des Sultans Muley-Hassan von Marokko. Glücklicherweise ist die Meldung, der Sultan sei gestorben, die aus Tanger verbreitet wurde, falsch oder doch wenigstens von amtlicher spanischer Seite für „unbegründet" erklärt. Der Tod Muley-Hassans gerade in diesem Augenblick würde bei der meistens in orientalischen Ländern nicht ganz geklärten Nachfolgerfrage eine die Lage noch erheblich verwirrende Wirkung hervorbringen. Die weitere Entwicklung hängt nun wesentlich mit von dem Benehmen der Kabylen ab, deren öftere Unbotmäßigkeit auch gegen den Pascha, also den Beamten Muley-Hassans und somit gegen diesen selbst, bekannt ist, ferner von der Thatkraft und dem ehrlichen Willen des Sultans. Daß die Spanier bei der Abwesenheit des letzteren aber zunächst selbst für sich und ihren Besitz an der Küste sorgen müssen, daß die zu diesem Ziele getroffenen Veranstaltungen Geld kosten und daß mit diesem Aufwande auch die Forderungen der Regierung in Madrid wachsen müssen, sind Gesichtspuncte, die sich von selber ergeben. Nun haben bisher nur einige Führer der Kabylen dem Pascha ihre Bereitwilligkeit erklärt, die Feindseligkeiten einzustellen, andere weigern sich offenbar, stellen vielmehr auch ihrerseits Bedingungen. So dauern denn bis jetzt die Feindseligkeiten fort. Ein Schiff mit Waffen für die Riffpiraten ist von einem spanischen Kanonenboote beschlagnahmt worden; das spanische Schiff „Guervo" ist beim Cap Tres Forcas unweit Melilla von den Mauren mit Flintenschüssen begrüßt worden; somit steht zu erwarten, daß der spanische Befehlshaber, General Margallo, sobald die nöthigen Verstärkungen von Malaga (wohin von Melilla aus der Telegraph noch immer unterbrochen ist) angelangt sind, für seine erste Aufgabe halten wird, das umliegende Gebiet vom Feinde zu säubern. Wie weit diese Operation führen kann, ist aber nicht vorherzusehen, es kommt dabei auf die Kraft des Widerstandes an und auf die thatsächliche Einwirkung, die der Pascha auf die Kabylen auszuüben im Stande sein wird.

Ein großer Theil der **englischen** Presse ist froh darüber daß in **Südafrika** nicht nur die Matabele den Krieg vom Zaune gebrochen, sondern sich, ganz dem Wunsche der Beförderer einer kräftigen Colonialpolitik gemäß, an der kaiserlichen Betschuanaland-Polizei vergriffen haben. Das heißt, rufen sie jubelnd aus, Krieg gegen die Krone, und der Wilde hat es nicht mehr mit der Südafrikanischen Gesellschaft allein zu thun. Sie verlangen jetzt einmüthiges Vorgehen der vereinten Regierungs- und Gesellschaftstruppen. Wenn die Betschuanaland-Polizei, eine ausgezeichnete, wohlberittene Truppe von 500 Mann, zusammen mit einem vom englischen Bundesgenossen Khama gestellten Contingent Einheimischer die Matabeles in der Front angreifen, die weißen Colonisten aber sich ihnen von den Forts Victoria und Charter aus nähern und ihnen also in den Rücken fallen, so müßte nach der Rechnung Redactionsstrategen der Krieg bald zu Ende sein und der Union Jack noch vor der winterlichen Regenperiode auf Lobengula's Beste Buluwayo flattern. Im Parlamente, so wird auch hervorgehoben, könne einem energischen Vorgehen der Regierung in Südafrika keine erhebliche Schwierigkeit mehr gemacht werden, nachdem sie von den Wilden so dreist herausgefordert worden sei. Inzwischen ist, wie schon telegraphisch gemeldet worden, der Premierminister der Cap-Regierung, Sir Cecil Rhodes, der gleichzeitig Director der Südafrikanischen Gesellschaft ist, in Fort Salisbury im Maschonaland eingetroffen. 800 Mann der Südafrikanischen Gesellschaft sollen im Vormarsche gegen die Matabeles begriffen sein. Daß am Sonnabend die von Port Beira ins Innere führende Eisenbahn eröffnet wurde, wie aus der Capstadt gemeldet wird, dürfte der Kriegführung immerhin zu Gut kommen, wenn die Eisenbahn auch noch nicht ganz auf den Kriegsschauplatz führt, sondern 38 bis 40 deutsche Meilen östlich von Port Salisbury endigt.

Feuilleton.

Die quade Foelke.

Roman aus der Emsgau.

8] Von F. Klinck-Lütetsburg.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Derartige Aeußerungen verdrossen Bernd Bruns und reizten ihn auch wohl, wenn er gerade schlechter Laune war, wie man sie häufig bei ihm wahrnehmen konnte. Das Leben behagte ihm im Allgemeinen nicht sehr, und der Gedanke, daß er es so weiter führen sollte bis an das Ende, konnte ihn förmlich aufregen. Ihn plagte die alte Langeweile, ehe er's wußte. Ein Müßiggänger war er nicht, aber — warum die Arbeit machen, die ein Knecht ebensogut verrichten konnte? Die Bauern in der Gegend waren wirklich zu dumm. Genüsse gab es für sie nicht, sondern nur Arbeit. Sie waren Knechte — nicht Herren. Bernd Bruns aber hatte in der Stadt praktisch und theoretisch den Herren spielen gelernt.

Wenn er seine junge Frau ansah, erschien [illegible] Kleidung sowohl wie in ihrer Thätigkeit lächerlich. [illegible] nicht anders, wie alle ihresgleichen. Das Leben an ihrer [illegible] hatte sich ganz verschieden von dem gestaltet, wie er [illegible] wartet. Sie war durch ihren Beruf im vollsten Ma[illegible] Anspruch genommen, und die frommen Gewohnheiten des Elternhauses ließen auch noch für den Abend nicht zu, daß sie ihm ausschließlich ihre Gesellschaft widmete.

Bernd Bruns fing damit an, Uffe Atjes heimlich einen Narren zu schelten, daß er Foelke eine zum Theil städtische Erziehung gewährt. Je mehr er sie in ihrem Thun und Treiben beobachtete, desto deutlicher glaubte er zu erkennen, daß sie sich nicht durch eine Eigenschaft von ihren Alters- und Standesgenossinnen unterschied. Wenn er gedacht hatte, daß sie im Stande sein würde, ihm das Landleben dauernd erträglich zu machen, so mußte dieser Ansicht die Enttäuschung folgen. Während der Sommermonate konnte freilich Langeweile nicht aufkommen. Dafür gab es zu thun, unendlich viel, mehr als in jeder anderen Wirthschaft im Dorfe, und doch konnte nicht einmal Alles geschafft werden. Uffe Atjes kam zu Hilfe. Seine reichen Erfahrungen waren dem Schwiegersohn außerordentlich von Nutzen, sie hätten es in noch weit umfangreicherem Maße sein können, wenn nicht Theorie und Praxis so häufig mit einander in Widerspruch gerathen wären. Bernd wollte seine theoretischen Kenntnisse in Anwendung bringen. Uffe Atjes konnte ihm nicht überall beistimmen. So entstand ein Conflict nach dem anderen, und die junge Frau sah sich bald auf eine Vermittlerrolle angewiesen, die schon im Hochsommer eine dauernde war; sie sah ein, daß es so nicht fortgehen könne, aber ihre diesbezüglichen Vorstellungen waren tauben Ohren gepredigt.

Meinhardi begann seine täglichen Besuche bei der Tochter einzustellen. Er war ein alter Mann, nicht gesonnen, den „Verrücktheiten" — wie er manche Maßregel seines Schwiegersohnes nannte — sich anzupassen. Warum sollte er den Rest seines Lebens sich selbst verbittern? Im eigenen Hause gab es für ihn hinreichend zu thun, mochte Bernd Bruns sein Lehrgeld bezahlen, er war ja reich genug, um es aushalten zu können. Mit der Zeit würde er schon zur Vernunft kommen und ein Einsehen haben.

Kein Gedanke an die Tochter mischte derartigen Betrachtungen sich bei. Ihr Anblick gab zu Sorgen nicht den geringste[illegible] [illegible] er sich gedacht, so begann das Leben für [illegible]. Was sie im Hause gelernt, konnte verwerthen, und das Blut, welches [illegible] ihn über ihre Zukunft beruhigen. [illegible]te, was sie wollte, und würde [illegible] Bruns auf dem rechten Wege [illegible]ten.

Der Wind [illegible] vorzeitig über die Stoppelfelder. Man konnte sich nicht erinnern, je zuvor eine gleich frühe Ernte gehalten zu haben, und nicht das allein, sie war auch eine reichliche gewesen. Nur Bernd Bruns beklagte einen geringen Ertrag seiner Felder. Das konnte indessen nicht befremden; die junge Frau war zufrieden, Uffe Atjes hatte befürchtet, daß die Ernte noch kläglicher sich gestalten würde, Freunde und Bekannte meinten, Bernd habe Glück gehabt. Nur er selbst zeigte sich unzufrieden. Das Großprahlerische in seiner Natur hatte ihn hoffen lassen, daß wenigstens seine Weizenfelder allen andern voraus sein würden, und es verdroß ihn grimmig, das Gegentheil zu erfahren. Er schob die Schuld auf den Schwiegervater, dessen Rathschläge ihn irre geführt haben sollten, wie es überhaupt bei ihm gebräuchlich war, Verantwortungen abzulehnen und auf andere Schultern zu wälzen. Bei dieser Gelegenheit kam es zwischen ihm und seiner jungen Frau zum ersten offenen Streit. Foelke hatte die Vertheidigung des Vaters übernommen und Bernd darauf aufmerksam gemacht, daß derselbe ihn gewarnt, nach der Aussaat noch Düngemittel in Anwendung zu bringen.

Sie wurde todtenbleich vor Schrecken, als ihre ruhigen, beinahe freundlichen Vorstellungen einen förmlichen Wuthausbruch Bernd's zur Folge hatten. Seine große Faust, welche die Lehne eines Stuhles gerade umschlossen gehalten, hob diesen auf, um ihn unmittelbar darauf so fest niederzusetzen, daß er krachend zusammenbrach. Eine Fluth heftiger Vorwürfe folgte diesem Gewaltact.

Foelke sprach kein Wort. Aber wenn etwas im Stande gewesen wäre, Bernd's unbegründeten Zorn zu steigern, so war es ein Schweigen, das ihm das eigene Unrecht klarer vor Augen führte, als es eine heftige Abwehr oder gar ein Thränenstrom gethan haben würde. Es war gerade, als ob eine Unsumme von Groll, der mühsam verhalten worden, endlich einen Ausweg gefunden habe. Donnerad dröhnte seine Stimme durch das Haus und ließ Knechte und Mägde in der angrenzenden Küche zusammenlaufen.

Diese Thatsache brachte erst wieder Leben und Bewegung in die Gestalt der jungen Frau, welche so lange wie von Schrecken überwältigt dagestanden hatte. Blitzähnlich durchzuckte sie der Gedanke, daß sie, um der Leute willen, einen weiteren Scandal verhindern müsse. So trat sie entschlossen vor den noch immer sich wie ein Wüthender Geberdenden hin und sagte, ihre Augen mit einem verwunderten Ausdruck auf ihn richtend, mit fester Stimme:

„Was Du da sagst, mag ja richtig sein. Ich bin nicht dabei gewesen und habe nicht mit angehört, was Du mit dem Vater verhandelt hast. Du brauchst mir das aber nicht mit solchem Lärm auseinandersetzen. Was sollen die Dienstboten davon denken? Es ist ja gerade, als ob wir in Streit miteinander lebten."

Weniger ihre Worte, die ihn eher noch aufs Neue reizten, als ihre scheinbare Ruhe, übten eine Wirkung aus, welche die junge Frau selbst kaum erwartet. Mit einem Fluch schleuderte er die Axt aus der Hand und verließ die Küche.

Foelke warf einen scheuen Blick in den angrenzenden Raum, wo die Magd mit dem eben eintretenden Großknecht einen bedeutsamen Wink austauschte. Der Auftritt war, wie sie befürchtet, nicht unbemerkt geblieben, aber sie konnte ihn vielleicht dadurch abschwächen, daß sie ihn mit den Leuten besprach. So ging sie, um den Knecht zu fragen, ob der Bauer einen Aerger gehabt habe.

Dieser wußte von nichts. Er war mit dem Herrn von der Hammerich*) gekommen, wo sie die Schleußen der Gräben nachgesehen, weil der Nord-Westwind bei zunehmender Heftigkeit unerwartet Hochwasser bringen könne. Der Bauer sei guter Dinge gewesen bis zuletzt. Und doch — ja — es konnte doch sein, daß er einen Verdruß gehabt.

Diese Mittheilung gewährte der jungen Frau im ersten Augenblick förmlich Erleichterung. Sie fragte weiter. Der Knecht berichtete:

„Wir kamen beim Kreuzweg mit Wilhelm Adams arg zusammen. Die Wagen konnten nicht zwischen den Wällen aneinander vorüber und Keiner wollte ausbiegen. Der Bauer schimpfte und nannte Adams einen Herrn von Habenichts. Der that, als habe er nichts gehört und trieb seine Pferde an. Dabei geriethen die Räder aneinander, und unser Wagen hat schweren Schaden gelitten, er muß gleich zum Stellmacher. Adams war aber nicht schuld."

Diese Mittheilung des Knechtes gab der jungen Frau viel zu denken. Daß Wilhelm ihrem Gatten ein Gegenstand grenzenloser Abneigung war, wußte sie lange, derselbe hatte sie niemals zu verbergen gesucht, und mehr als einmal sah Foelke sich gezwungen, ihr Rechtlichkeitsgefühl der Klugheit zum Opfer zu bringen, indem sie unberechtigten Urtheilen über den Freund ihrer Jugend Stillschweigen entgegensetzte. Sie hatte aber nicht gewußt, daß zwischen beiden Männern offene Feindschaft bestand, die solcher Weise sich äußern konnte.

Zum ersten Male seit ihrer Verheirathung beschäftigte an diesem Nachmittage die junge Frau sich mit Wilhelm. Sie hatte ihren Gedanken seither nicht etwa Zwang auferlegen und ihnen eine andere Richtung geben müssen, wenn sie vorübergehend bei demselben verweilt, sondern sie gedachte seiner in der That kaum noch. Niemand sprach von ihm mit ihr, zu Gesicht kam er ihr ebenfalls nicht, und seitdem sie sich so tief durch ihn gekränkt geglaubt, war keine Frage nach ihm über ihre Lippen gekommen.

Die Aeußerung ihres Mannes berührte sie furchtbar peinlich und trieb ihr das heiße Blut in die Wangen. „Adams war aber nicht schuld!" hatte der Knecht, seinen Herrn verurtheilend, gesagt. Auch ohne diese Worte würde sie davon überzeugt gewesen sein. Im Geist sah sie beide Männer einander gegenüber. Wilhelm wäre einer brutalen Handlungsweise unfähig gewesen. Wie leicht Bernd Bruns zu einer solchen sich veranlaßt sah, hatte sie an diesem Tage selbst erfahren.

*) Sumpfiges Land an den Deichen.

SLUB
Wir führen Wissen.